

PHILLIP P.
PETERSON

MANNO

JEDE
SEKUNDE
ZÄHLT

 | TOR

THRILLER

Phillip P. Peterson

Nano

Jede Sekunde zählt

Thriller

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Das Forschungszentrum in Köln ist das fortgeschrittenste seiner Art und das Vorzeigeprojekt der deutschen Regierung. Hier wird an Nanotechnologie experimentiert, um winzige Maschinen zu schaffen, die unser Leben von Grund auf verändern können. Das Versprechen ist groß, das Restrisiko vernachlässigbar. Heißt es.

Doch gerade als der Bundeskanzler zu Besuch kommt, gelingt es Terroristen, die Anlage mit einer explosiven Drohne zu beschädigen. Sämtliche Sicherheitsvorkehrungen versagen, und Nanomaschinen gelangen in die Umwelt. Als sie anfangen, sich unkontrolliert zu vermehren, ahnen nur wenige, welche ungeheure Katastrophe sich anbahnt.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Phillip P. Peterson arbeitete als Ingenieur an zukünftigen Trägerraketenkonzepten und im Management von Satellitenprogrammen. Neben wissenschaftlichen Veröffentlichungen schrieb er für einen Raumfahrtfachverlag. »Transport« war sein erster Roman, der zum Bestseller wurde. Mit »Paradox« gewann er 2015 den Kindle Storyteller-Award. Zu seinen literarischen Vorbildern gehören die Hard-SF-Autoren Stephen Baxter, Arthur C. Clarke und Larry Niven.

Weitere Informationen finden Sie auf www.tor-online.de und www.fischerverlage.de

0

19. Oktober

Leos Herz dröhnte wie ein Presslufthammer, als er mit seinem Kleinwagen vor der Schranke des Forschungszentrums hielt. Er musste ruhig bleiben und durfte sich seine Nervosität nicht anmerken lassen. Um keinen Preis! Wenn der Wachmann Verdacht schöpfte, dann war er verloren.

Leo atmete tief ein und ließ die Scheibe herunter.

Der Wachmann trat zu ihm ans Fenster. Er trug eine blaue Uniform mit einer antiquiert wirkenden Schirmmütze, unter der einige graue Haare hervorlugten.

Leo versuchte sich an einem harmlos wirkenden Lächeln, von dem er sicher war, dass es eher wie eine Grimasse aussah, und hob den Gästerausweis in die Höhe.

Der Wachmann scannte den Strichcode. Ein Bildschirm im Pförtnerhäuschen zeigte ihm die Ergebnisse. »Kann ich mal bitte das Formular sehen?«

Leo hatte es auf dem Beifahrersitz liegen. Er griff danach und reichte es dem Mann. Dabei zitterten seine Hände wie verrückt, er konnte nichts dagegen tun.

Der Wachmann nahm das Formular, das Leos Daten aus seinem Personalausweis, den Zweck des Besuchs, den Namen und den Zielort enthielt. Leo hatte es gerade im Zentrum neben der Pforte abgeholt und ausgefüllt.

Die Daten stimmten, für seinen Besuch im Forschungszentrum hatte er einen hinreichend plausiblen Grund. Aus dem Formular alleine konnte der Wachmann keinen Verdacht gegen ihn ableiten.

»Zum Metallurgielabor?«, fragte der Uniformierte.

Leo nickte. Er hatte von dort einen Auftrag ergattert. Genau zur rechten Zeit. »Ja, zum Metallurgielabor.«

»Wissen Sie, wo das ist?«, fragte der Wachmann.

Leo nickte wieder. »Ja, ich weiß, wo ich hinmuss.« Er hatte sich den Lageplan des Forschungszentrums, den es auf der Homepage im Internet gab, präzise eingeprägt. Er wusste, wo das Labor für Metallurgie lag, und er wusste ganz genau, wo das Labor für Nanotechnologie war.

»Gut«, sagte sein Gegenüber und gab Leo die Papiere und den Ausweis zurück.

Wieder zitterte Leos Hand.

»Ist alles in Ordnung?« Der Wachmann hob die Brauen.

Leo versuchte es mit einem Grinsen. »Zu viel Kaffee. Mal wieder.«

Der Uniformierte zuckte mit den Schultern. »Das kenne ich. Sie sollten mich mal nach einer Nachtschicht sehen.« Er trat einen Schritt zurück und betrachtete Leos Transporter.

»Können Sie bitte mal aussteigen und mir die Ladefläche zeigen?«

Leo holte tief Luft. Das war unüblich, wenn Firmen in das Forschungszentrum fahren, um Aufträge zu erfüllen oder Lieferungen abzugeben, aber er hatte damit gerechnet. »Wegen des Bundeskanzlers?«, fragte er scheinheilig. Natürlich kannte er die Antwort.

Der Wachmann seufzte. »Wegen des Bundeskanzlers.«

Leo stieg mit pochendem Herzen aus und ging um das Auto herum. Er öffnete die Tür zur Ladefläche und blickte auf das Chaos, das er absichtlich angerichtet hatte.

Überall lagen Metallteile, Werkzeuge, Winkel, Schrauben, Bolzen und Stangen herum. Leo hatte extra noch Schläuche und leere Kartons hineingeworfen. Einer oberflächlichen Betrachtung hielt der Wagen stand, aber wenn der Wachmann genauer hinsah, würde Leo sofort auffliegen.

Der Uniformierte blickte an ihm vorbei. Er brummte laut. »Und da wollen Sie noch irgendwas finden?«

Leo lachte hölzern. »Sieht zwar nicht so aus, aber hat ein ausgeklügeltes System.«

»Dass Ihr Chef Ihnen das durchgehen lässt ...«

»Oh, ich bin mein eigener Chef«, sagte Leo.

»Ein-Mann-Unternehmer?«, fragte der Wachmann.

Leo nickte. »Ja, aber wenn es so weitergeht, werde ich mir noch ein paar Hände einstellen müssen.«

»Wäre ja gut für Sie ...«

»Aber der Papierkram«, klagte Leo. »Weiß nicht, ob ich da Bock drauf habe.«

Es lief wie am Schnürchen. Der Wachmann stellte zwar Fragen, aber im Grunde genommen war der Typ handzahn und ließ sich mit Smalltalk ablenken. Leo musste nicht mal lügen, es stimmte ja alles, was er sagte.

Sein Gegenüber betrachtete ihn eingehend. »Was liefern Sie denn in das Institut für Metallurgie?«

»Ach, nur so'n Ständer.«

Der Wachmann runzelte die Stirn. »Ständer?«

Leo sprang in den Transporter hinein, schob dabei etwas von dem ganzen Zeug beiseite und schlug mit der flachen Hand auf eine verwinkelte Konstruktion aus Streben. »Für irgendein Instrument. Keine Ahnung, was die da für Experimente machen.«

Der Wachmann lachte. »Kenn ich. Meine Frau fragt mich immer, was die im Forschungszentrum so treiben, aber was soll ich ihr sagen? Ist mir alles zu hoch.«

»Ich will es auch gar nicht wissen.« Das war Leos erste Lüge. Er hatte sich sehr genau darüber informiert, was für Experimente im Forschungszentrum durchgeführt wurden – und welche bald durchgeführt werden sollten.

Der Wachmann winkte ab. »Ist okay. Ich habe genug gesehen. Der Aufwand tut mir leid, aber wegen des Besuchs des Bundeskanzlers sollen wir ganz genau hinsehen. Alles fein.«

Offenbar hatte der Wachmann nicht genau genug hingesehen.

Leos Anspannung löste sich etwas. Beinahe hätte er laut aufgeatmet. »Ist ja kein Problem.« Er wollte aus dem Transporter springen, stolperte nach hinten, ein Karton verrutschte. Leider genau der Karton, der nicht verrutschen sollte.

Der Wachmann stutzte und blickte auf den durchsichtigen Plastiksack und die braune Substanz darin. »Was ist das denn für ein Zeug?«

Leo hielt den Atem an. Das war genau das, was nicht hätte geschehen dürfen. Gleich würde der Wachmann nach seinem Funkgerät oder gleich zur Waffe greifen.

Jetzt musste es schnell gehen. Theatralisch schmiss Leo die Hände in die Luft und klatschte. »Ach, da ist er ja!«, rief er.

»Was denn?«

»Kalk«, antwortete Leo. »Und zwar Spezialkalk für meinen Rasen. Haben Sie eine Ahnung, mit wie viel Moos ich mich da rumschlagen muss? Selbst Vertikutieren hilft nicht mehr. Ich habe schon überall danach gesucht.«

Der Wachmann blickte Leo ein paar Sekunden lang schweigend an. »Spricht jetzt nicht gerade für Ihr geniales Ordnungssystem.« Er ging zu seinem Häuschen.

Leo atmete auf. Die Rotoren, die hinter dem angeblichen Kalksack lagen, waren dem Kerl nicht aufgefallen. Schnell legte Leo einen anderen Karton darüber. Dann sprang er aus dem Wagen und schloss die Tür.

Der Uniformierte tippte sich an die Schirmmütze. »Also, gute Fahrt.«

»Danke!«

Leo setzte sich wieder auf den Fahrersitz und startete den Motor. Der Wärter öffnete die Schranke, und Leo fuhr auf das Gelände des Kölner Forschungszentrums für Nanotechnologie.

Check. Die erste Hürde hatte er genommen. Wenn auch nur knapp.

Es ging zunächst hundert Meter geradeaus bis zu einer großen Kreuzung, an der das Casino mit der Mitarbeiterkantine lag. Dort bog er links ab und fuhr direkt zum Gebäude der Arbeitsgruppe für Metallurgie. Das Haus war ein zweigeschossiger Bau aus grauem Blech und sah eher wie eine heruntergekommene Werkstatt als wie ein Hightech-Labor aus. Ein großgewachsener Mann in einem blauen Overall wartete am Eingang. Leo stieg aus und ging auf ihn zu. Der Mann war einen ganzen Kopf kleiner als er, aber das war keine große Kunst. Leo war fast zwei Meter groß, und sein regelmäßiges Krafttraining verstärkte die einschüchternde Wirkung auf andere Menschen noch.

»Leonardo Dunst?«

Leo nickte. »Sie warten doch nicht etwa schon die ganze Zeit auf mich, oder?«

»Die haben mich vom Besucherzentrum angerufen, dass Sie kommen. Sie haben recht lange gebraucht. Ist alles in Ordnung?«

Leo hob entschuldigend die Hände. »Tut mir leid, die haben an der Pforte meinen Transporter durchsucht.«

Der Mann stöhnte. »Ach, sicher wegen des Bundeskanzlers. Die machen wirklich eine Show daraus.«

»Wo soll das Teil hin?«, fragte Leo. Er wollte nicht zu viel quatschen und mimte darum den geschäftigen Handwerker. Nicht, dass er doch noch irgendwie Verdacht erregte.

Der Mann deutete auf den Hof. »Fahren Sie um das Gebäude herum zur Halle. Ich mache Ihnen das Tor auf. Da können Sie es einfach abladen und wir tragen es mit dem Gabelstapler hinein.«

»Gut!«

Leo stieg wieder in den Wagen und folgte der Anweisung. Er wendete und parkte den Transporter mit dem Heck in Richtung Halle.

Er öffnete die Ladefläche und wuchtete die verschweißte Konstruktion aus schwarz lackiertem Stahl heraus. Die Türen verschloss er sofort wieder.

Das Rolllor öffnete sich und der Mann kam wieder nach draußen. Er beugte sich über Leos Konstruktion und fuhr mit der Hand darüber. »Ist gute Arbeit. Ich denke, wir können Sie öfters mal beauftragen.«

Leo grinste. Dazu würde es niemals kommen. »Würde mich freuen, Herr Müller. Sie sind doch Müller, oder?« Er blickte auf den Auftragschein.

Der Mann im Overall lachte. »Müller ist einer unserer Bürokraten. Aber letztlich ist es mein Auftrag. Wollschläger ist mein Name.«

Sie gaben sich die Hände. Leo ließ sich von dem Mann eine Empfangsbestätigung unterschreiben, die er nicht wirklich brauchte – aber es gehörte sich so, und alles andere würde Verdacht erregen.

Dann verabschiedeten sie sich, und Leo stieg wieder in seinen Transporter. Auch das wäre geschafft. Er startete den Motor.

»Stopp!«, brüllte Wollschläger hinter ihm.

Leo verkrampfte sich. Hatte er einen Fehler gemacht?

Wollschläger trat an das offene Fenster der Fahrerseite. »Wir haben etwas vergessen.« Er streckte die Hand aus.

Leo spürte, wie die Farbe aus seinem Gesicht wich. »Was denn?«

»Das Besucherformular. Ich muss es unterschreiben und die Zeit eintragen. Sonst denken die nachher noch, Sie wären unbefugt über das Gelände gefahren.«

Und das wäre fatal! Er hatte es ganz vergessen. Leo griff zu dem Dokument auf dem Beifahrersitz.

Er reichte Wollschläger den Schein, der ihn gegen die Karosserie drückte und unterschrieb.

Leo nahm den Wisch wieder entgegen. »Danke!«, murmelte er.

»Bis zum nächsten Mal.« Wollschläger wandte sich ab und ging in Richtung Halle davon.

Leo ließ den Transporter langsam über den Parkplatz zur Straße rollen. Seine Hände umkrampften das Lenkrad. Im

Rückspiegel konnte er sehen, wie Wollschläger einen anderen Mann mit einem Gabelstapler herbeiwinkte.

Leo bog auf die Straße ein und holte tief Luft. Er hatte jetzt fünf, maximal zehn Minuten Zeit. Wenn er länger brauchte, würde der Wachmann an der Pforte misstrauisch werden, und dieses Risiko ging er besser nicht ein.

Er fuhr an und musste wieder abbremsten, damit er nicht zu schnell wurde. Kurz darauf erreichte er das Casino und bog dort in die Lieferanteneinfahrt zur Küche. Am Hintereingang parkte gerade ein Kühltransporter, mehrere Männer und Frauen luden Kisten aus und trugen sie nach drinnen.

Leo kurvte um die Ecke und erreichte schließlich einen kleinen Hof. Hier standen Abfallcontainer und Müllsäcke. Er stellte den Transporter quer vor einen Stapel leerer Pappkartons, um ein wenig Sichtschutz zu haben.

Er sprang aus dem Auto, öffnete die Heckklappe und blickte sich ein letztes Mal um. Die nächsten Minuten waren kritisch. Niemand durfte um die Ecke kommen. Es musste schnell gehen.

Er nahm den Drohnenkörper aus einer Kiste und montierte mit schnellen Bewegungen die vier Rotoren. Er hatte die ganze Prozedur so oft trainiert, dass seine Hände völlig ruhig blieben. Den kleinen Sack mit Plastiksprengstoff, den er dem Wachmann als Rasenkalk verkauft hatte, befestigte er unter der schweren Drohne, die ihn ein kleines Vermögen gekostet hatte. Er hatte extra einen Drohnenführerschein gemacht, um sich dieses Modell mit hoher Tragkraft kaufen zu können. Leo aktivierte die Steuerungseinheit, die er selber in langen

Nächten zusammengelötet hatte, und verband sie mittels eines langen Kabels mit dem Sprengstoff. Die Zündkapsel steckte er einfach in den Plastiksprengstoff hinein.

Er kontrollierte, dass die Uhr die korrekte Zeit anzeigte, und legte die aktivierte Drohne in einen Pappkarton, den er zu den anderen Kisten im Hinterhof trug und ganz nach hinten stellte. Der Müll würde erst übermorgen abgeholt werden.

Als er endlich wieder losfuhr, atmete er auf. Niemand hatte ihn bemerkt. Sein Plan schien funktioniert zu haben. Zumindest der erste Teil. Der zweite würde morgen ganz ohne sein Zutun ablaufen.

Er fuhr zurück zur zentralen Kreuzung des Forschungszentrums und wollte rechts zur Hauptwache abbiegen, um das Gelände schnellstmöglich zu verlassen. Ein Stück die Straße runter lag das Labor für Nanotechnologie, das er von den Fotos her kannte.

Sein Adrenalinspiegel stieg.

Ihr Arschlöcher, damit kommt ihr nicht durch!

Er wusste genau, wie es ablaufen würde. Er konnte es in seinem Geiste sehen. Das Experiment startete, die Presse und der Bundeskanzler und die Wissenschaftler würden zuschauen und sich nach erfolgreichem Abschluss gegenseitig in die Arme fallen.

Aber dann, wenn das Experiment beendet war, und die Redakteure an ihren Artikeln schrieben, in denen sie behaupteten, dass die Nanotechnik sicher und kontrollierbar sei, dann würde seine Drohne starten.

Er hatte sie mit GPS ausgestattet und einem Programm. Sie würde abheben, selbsttätig zum Labor für Nanotechnik fliegen und dort explodieren. Es war genug Sprengstoff an Bord, um einen Riesenschaden anzurichten.

Und alle Welt würde sehen, dass die Nanotechnik sehr wohl eine Gefahr darstellte und dass schneller etwas passieren konnte, als die Wissenschaftler und Politiker mit ihrem läppischen Geschwätz von einem ›geringen Restrisiko‹ der Bevölkerung einreden wollten.

1

An der Haltestelle Cäsarstraße stieg Ben aus der Stadtbahn. Nur wenige Menschen waren an diesem nasskalten Sonntagabend im Oktober in Köln unterwegs, und Ben ging einfach über die Straße und ignorierte die nahe Ampel. Als er die Bonner Straße hinaufschritt, blies ihm der eisige Wind direkt ins Gesicht. Die Luft trug leichte Nieseltröpfchen mit sich, die sofort seine Brille benetzten.

Der Herbst war bisher sehr warm und sonnig gewesen, doch nachdem das Wetter vor zwei Tagen gekippt war, bestand kein Zweifel mehr daran, dass der Winter vor der Tür stand. Ben zog sich den Kragen hoch ins Gesicht und ärgerte sich darüber, dass er keinen Schal mitgenommen hatte. Doch der Weg war zum Glück nicht mehr weit. Die Tür zu dem grauen Mehrfamilienhaus mit dem kleinen Kiosk direkt an der Straße stand nur angelehnt. Eiligen Schrittes erklimm Ben die schmale, steile Treppe und stand kurz darauf vor der Wohnung seines Gastgebers. Durch die Tür nahm er gedämpfte Stimmen wahr, also war Emma auch schon da. Ben drückte auf den Klingelknopf. Andrew öffnete und grinste ihn an. »Zu spät. Wie immer.« Er klopfte Ben auf den Rücken. »Schön, dass du da

bist.« Andrew redete flüssig Deutsch, aber der Akzent kündete von seiner Herkunft aus Großbritannien.

Ben betrat die Wohnung und hängte seinen grauen Mantel an die Garderobe, dann ging er in das kleine Wohnzimmer. Mit seinen Computerbildschirmen auf zwei nebeneinanderstehenden Schreibtischen, eigenhändig bemalten Actionfiguren auf zahlreichen Regalen, herumliegenden Büchern, elektronischen Platinen auf dem Sofa, eingerahmten und schief hängenden Postern bekannter Science-Fiction-Filme an der Wand und einigen leeren Pizzaschachteln auf dem Boden neben der Heizung war es ohne jeden Zweifel das Reich eines Nerds. Für gesellige Zusammenkünfte war der Raum jedenfalls ungeeignet.

Während Andrew im Badezimmer verschwand, betrat Ben die Kombination aus Küche und Esszimmer. Es roch nach Knoblauch und Oregano. Emma stand neben dem Esstisch aus hellem Holz, der schon bessere Tage gesehen hatte, und trat ihm mit einem Lächeln entgegen, um ihn zu umarmen.

Ihr Parfüm roch nach einer Kombination aus Lavendel und Rose. Ein Hauch einer schwereren Komponente verlieh dem Duft etwas Erotisches. Der Gedanke löste einen leichten Stich in Ben aus und erinnerte ihn daran, dass er sich nach ihrem ersten Kennenlernen in sie verliebt hatte. Erst nach ihrem dritten Aufeinandertreffen im Forschungszentrum hatte er erfahren, dass die mittelgroße, athletische Frau, die sich ihre brünetten, etwas gewellten Haare immer so niedlich zur Seite strich, glücklich verheiratet war und eine kleine Tochter hatte.

Angefreundet hatten sie sich, dank Andrew, trotzdem, und von Zeit zu Zeit trafen sie sich bei einem von ihnen dreien zu einem gemeinsamen Abendessen.

»Schön, dich zu sehen«, sagte Ben.

»Dich auch.« Emma grinste. »Es ist sicher schon über zwei Wochen her.«

»Mindestens«, erwiderte Ben.

Emma lachte. »Da arbeitet man in benachbarten Gebäuden und sieht sich trotzdem so gut wie nie.«

Ben grinste zurück. »Das liegt ja an dir. Du kannst uns ruhig einmal beim Mittagessen Gesellschaft leisten.«

Emma ging nicht darauf ein. Dieses Thema besprachen sie nicht zum ersten Mal. Während Ben und Andrew sich jeden Mittag in der Kantine trafen, schlang Emma während der Arbeit nur schnell ein Brot hinunter, damit sie am Nachmittag früher gehen konnte, um ihre Tochter aus der Kindertagesstätte abzuholen. »Und?«, fragte Emma. »Schon nervös?«

Ben schüttelte den Kopf. »Nicht wirklich.« Na ja, ein bisschen schon.

Emma runzelte die Stirn. »Das glaube ich dir nicht. Ich würde vor Aufregung nicht schlafen können. Schließlich lernt man nicht jeden Tag den Bundeskanzler kennen.«

Andrew betrat das Zimmer. In der Hand trug er eine gerade erst angebrochene Flasche Kölsch. »Natürlich ist Ben nervös. Darum ist er ja überhaupt gekommen. Um sich mit meinem Wein zu vergnügen und dann gut schlafen zu können.«

Ben verzog das Gesicht. Sein Kumpel kaufte den Wein im Supermarkt. »Ich trinke höchstens ein, zwei Gläser.«

Andrew verschwand kurz im Vorratsraum. »Was ist mit dir, Emma? Bier oder Wein?« Emma schüttelte den Kopf. »Weder noch. Ich bin mit dem Auto da.«

Andrew stöhnte. »Wieso das denn?«

»Ich will zeitig im Bett sein. Ich habe morgen früh noch ein Gespräch mit Professor Rappe.«

Ben kniff die Augen zusammen. »Mit Rappe? Morgen?«

Emma nahm von Andrew eine Flasche Cola entgegen und stellte sie auf den Tisch. »Ich weiß auch nicht, was er von mir will. Ich habe ihn seit Wochen nicht gesehen.«

Andrew schloss die Tür zur Vorratskammer, eine Flasche Wein in der Hand.

Ben seufzte. »Wenn er dich morgen, an seinem großen Tag, noch zu sich zitiert, dann muss es etwas verdammt Wichtiges sein.«

»Das denke ich auch«, sagte Andrew. »Vielleicht hat es etwas mit der Finanzierung deines Projekts zu tun. Vielleicht kriegst du die Gelder für die Verlängerung.«

Emma lachte leise. »Die habe ich mir aus Drittmitteln schon längst selber organisiert. Mein Projekt ist für die nächsten zwei Jahre gesichert. Mit etwas Glück bekomme ich sogar noch einen Doktoranden.«

Ben setzte sich neben Andrew an den Tisch. Er hätte auch gerne einen Doktoranden. Aber im Management des Forschungszentrums gab es nichts zu forschen, also auch keine

Doktoranden. »Werden wir ja sehen. So, ich hab gehört, es gibt hier was zu essen?«, fragte Emma.

Andrew sprang auf. »Scheiße! Der Auflauf!« Er lief zur Küchenzeile und bückte sich, um durch das Fenster in den Backofen zu schauen.

»Na, heute etwas übermäßig Knuspriges?«, fragte Emma.

»Nee, braucht noch ein paar Minuten.« Andrew kam zum Tisch zurück.

Ben nippte an dem Wein, verzog das Gesicht und betrachtete das Etikett. Es sollte ein Merlot sein, aber die typisch fruchtige Note fehlte vollkommen. Es war einfach nur bitteres Zeug, durch Zuckerzusatz genießbar gemacht. Hätte er doch selber eine Flasche mitgebracht.

»Musstest du eigentlich eine Sicherheitsüberprüfung machen?«, fragte Emma.

Ben nickte. »Ich musste einen Wisch unterschreiben. Eine Einverständniserklärung, dass ich auf meine Rechte bezüglich des Datenschutzes verzichte und dass der Geheimdienst mich unter die Lupe nehmen kann.«

Andrew runzelte die Stirn. »Und das hast du unterschrieben?«

»Ja«, sagte Ben gequält. »Was blieb mir schon anderes übrig?«

Emma lachte. »Sieh mal einer an. Wenn das Ergebnis stimmt, ist der Herr dann doch gewillt, von seinen Idealen abzuweichen. Wer hätte das gedacht.«

Emma hatte schon recht. Er war immer darauf bedacht, seine Daten zu schützen. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, soziale Medien zu nutzen oder einer Weitergabe seiner Informationen für irgendetwas zuzustimmen. Er hatte sich absichtlich ein Linux-Handy zugelegt, damit er sich nicht den Datenkraken ausliefern musste. Es hatte ihn gewurmt, sich vom Geheimdienst durchleuchten lassen zu müssen, aber als Manager im Forschungszentrum hatte er keine Wahl.

»Wann geht es los morgen?«, fragte Andrew.

»Ich soll um acht bei der Flugbereitschaft im militärischen Teil des Köln-Bonner Flughafens sein. Für noch mehr Sicherheitschecks. Die Maschine des Kanzlers wird dann um neun erwartet.«

»Und du fährst wirklich mit ihm im Auto mit?«, wollte Emma wissen.

Ben nickte. »Ich werde ihn als Experte den ganzen Tag begleiten, um ihm für Fragen zur Verfügung zu stehen.«

»Als Experte.« Andrew lachte. »Als wenn du die Autorität in Sachen Nanotechnik wärst.«

»Ich habe auch meinen Doktor gemacht«, entgegnete Ben etwas zu patzig.

Andrew winkte ab. »Das war doch mehr ein Strategiepapier als eine richtige Forschungsarbeit.«

Emma verdrehte die Augen.

Ben beugte sich über den Tisch. »Ich habe zwei Jahre lang recherchiert und Interviews durchgeführt und ein Jahr an dem Text gefeilt.«

»Du hast die Studien anderer Leute zusammengefasst«, meinte Andrew.

»Dass ich eine Metastudie gemacht habe, heißt nicht, dass es nicht ein Haufen Arbeit war.« Ben bemühte sich, seine Stimme nicht allzu beleidigt klingen zu lassen.

»Jungs«, sagte Emma. »Müsst ihr schon wieder damit anfangen? Können wir nicht einmal ein Abendessen ohne diese leidige Diskussion veranstalten?«

»Aber es ist doch so.« Andrew klang nun seinerseits beleidigt. »Ich mache Forschung. Du machst Forschung. Ben macht Papierkram.«

»Na, danke schön.« Ben verschränkte die Arme vor der Brust.

Andrew hob besänftigend die Hände. »Das ist nicht gegen dich persönlich gerichtet. Es tut mir leid, wenn ich dich damit beleidigt habe. Aber das System ist schlecht.«

»Auch Forschung muss organisiert werden«, meinte Ben. »Mittel sind nicht in unbegrenzter Menge verfügbar. Darum muss man Prioritäten setzen und festlegen, welche Projekte finanziert werden und welche nicht. Es ist doch besser, wenn Wissenschaftler diese Entscheidung treffen, als wenn Politiker es tun.«

»Wissenschaftler, die nicht selber forschen, sind keine Wissenschaftler«, meinte Andrew. »Sie sind es vielleicht früher einmal gewesen, bevor sie von der dunklen Seite der Macht verführt wurden.«

Ben verdrehte die Augen. »Das ist doch albern.«

»Albern?«, brauste Andrew auf. »Ich habe es selbst erlebt. Bei meiner ersten Stelle in Deutschland im Institut für Miniaturisierung. Das Komitee, das über meine Finanzierung entschieden hat, bestand aus einem Mediziner, einem Atmosphärenforscher und einem Biologen. Das war eine rein subjektive Entscheidung von ehemaligen Wissenschaftlern, die sich daran aufteilten, nun Macht über Budgets zu haben.«

»Wie würdest du es denn machen?«, fragte Ben. Er hatte sich auf ein ruhiges Abendessen gefreut. Aber Andrew war heute wohl besonders streitlustig.

»Ich würde die wissenschaftliche Gemeinschaft darüber abstimmen lassen«, erklärte Andrew. »Dann wäre es eine wirklich demokratische Entscheidung. So, wie es ist, ist es reine Willkür.«

Ben stöhnte. Andrew musste doch klar sein, dass das nicht funktionierte. »Wenn zwanzig Forscher aus der Nanotechnik und zehn Forscher aus der Feststoffphysik über die Zuteilung der Budgets abstimmen, dann steht das Ergebnis bereits vorher fest. Jeder Wissenschaftler stimmt für seinen eigenen Fachbereich, das ist doch sonnenklar.«

Emma hatte sich in ihrem Stuhl zurückgelehnt und starrte die Decke an.

»Schau dich doch nur mal in unserem Institut um.« Andrew gestikuliert wild mit den Armen. »Professor Rappe trifft die Entscheidung, wie das Geld intern verteilt wird, nach eigenem Gutdünken. Wie ein kleiner König. Und das siehst du überall in

der Wissenschaft. Das ist doch keine Demokratie. Das ist eine ganz komische Mischung aus Monarchie und Feudalismus.«

Ben schüttelte den Kopf. »Das kann man so auch nicht sagen.«

Andrew tippte mit dem Zeigefinger auf den Tisch. »Aber sicher doch. König Rappe hat ein paar Gruppenleiter mit finanziellen Freiheiten ausgestattet, die dann wie kleine Fürsten auftreten.«

Ben lachte. »Bist doch selber Gruppenleiter, also beklag dich nicht.«

Andrew nickte. »Ja, ich habe einige finanzielle Freiheiten und kann sogar über meine Mitarbeiter verfügen. Aber das ist doch nicht demokratisch. Viel besser wäre es, wenn wir ...«

»Andrew«, unterbrach Emma.

Andrews Kopf fuhr zu ihr herum. »Was?«

»Dein Auflauf.«

Emma hatte recht. Es roch nach verbrannten Nudeln.

»Scheiße.« Andrew sprang auf und rannte zum Ofen. Er riss die Tür auf, zog sich zwei dicke Handschuhe an und holte eine Auflaufform heraus. Das Gefäß dampfte.

»Schlimm verbrannt?«, fragte Ben.

Andrew nahm einen großen, grauen Plastiklöffel und stocherte in der Auflaufform herum. »Nee, zum Glück nur oben, wo der Käse ist.« Er schöpfte die schwarze Kruste ab und warf sie in den Mülleimer. Dann stellte er die Auflaufform auf den Tisch.

Ben griff nach dem Löffel und füllte ihnen auf. Rigatoni mit einer hellen Tomatensauce. Es sah so aus, als hätte Andrew nicht wenig Sahne hineingekippt. Ben beschloss, nur eine kleine Portion zu essen, selbst wenn es wider Erwarten gut schmecken sollte. Er ging nicht regelmäßig ins Fitnessstudio und mühte sich mit den Gewichten ab, um sich die Kilos dann mit Pasta wieder anzuesen.

»Also, guten Appetit«, sagte er und spießte sich einige Rigatoni auf seine Gabel. Nach dem ersten Bissen musste er zugeben, dass der Auflauf gar nicht mal schlecht schmeckte. Auch Emma nickte anerkennend. »Hey, wollen wir nächstes Wochenende in den neuen ›Alien‹ gehen? Der läuft am Donnerstag an.«

»Gerne«, sagte Ben. Er hatte die Filmreihe um das außerirdische Weltraummonster schon immer gemocht.

Andrew zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht.«

Ben runzelte die Stirn. »Warum denn nicht?« Eigentlich war sein Freund der Science-Fiction-Fan schlechthin.

»Seit die Alien-Reihe von Disney übernommen wurde, finde ich die nicht mehr so toll. Alles so weichgespült mit einer Standardhandlung und totgeschlagen mit Spezialeffekten.«

»Also, mich hat der letzte gut unterhalten«, erklärte Emma.

Andrew ließ die Gabel auf seinen Teller sinken. »Gut unterhalten. Ja, das trifft es genau. Die ersten Filme waren wegweisend. Ridley Scott und James Cameron haben den Science-Fiction-Film auf eine neue Stufe gehoben und absolute Kultfilme gedreht. Die nächsten Teile waren zwar nicht mehr

so riesig, aber man konnte zumindest erahnen, dass Fincher und Jeunet eine Vision hatten. Aber danach? Alles nur öde Kommerz-Kacke.«

Ben kicherte. Was Filme anging, war Andrew schon immer speziell gewesen. Ben ging ins Kino, um sich einfach nur zu zerstreuen. Aber er hatte seinen Spaß daran, wenn Andrew bei einigen Drinks nach der Vorführung das Drehbuch, die Spannungskurve oder das Zusammenspiel von Filmmusik und Charakterdarstellungen auseinandernahm. Und natürlich würde er mitkommen, auch wenn er sich jetzt noch zierte.

Nach dem Essen räumten sie gemeinsam den Tisch ab. Andrew deckte die Reste des Essens mit Alufolie ab und stellte sie auf die Arbeitsplatte. Emma wischte mit einem feuchten Lappen über den Tisch, und Ben räumte die Spülmaschine ein.

»Wie sieht es denn bei dir aus?«, fragte Ben. »Auch alles bereit für den großen Tag morgen?«

Andrew nickte. »Wir haben heute noch einen umfangreichen Test des Assemblers gemacht. Die Reaktionskette funktioniert tadellos. Nur auf den letzten Schritt haben wir verzichtet und den Agenten keine Interfaces eingesetzt.«

»Sicher, dass dieser Schritt morgen klappt?«, erkundigte sich Emma. »Es wäre eine ziemliche Blamage, wenn der Bundeskanzler hinter dir steht und die ganze Sache floppt.«

Andrew lachte. »Natürlich haben wir auch den letzten Schritt getestet. Aber an einem Konstrukt, das sich nicht vervielfältigen kann. Es wird funktionieren, glaube mir.«

Ben trank sein Glas leer und goss sich noch einmal ein. Wenn man erst mal ein paar Schlucke von dem Wein genommen hatte, gewöhnte man sich halbwegs an den Geschmack. »Ich hoffe, dass es klappt. Sonst darf ich dem Bundeskanzler erklären, warum die größte Investition seiner Amtszeit ein Fehlschlag war.«

»Viel Geld hat Hütter so im Allgemeinen ja nicht in die Hand genommen«, erklärte Emma. »Klar, unser Institut hätte es ohne ihn nicht gegeben, aber wenn ich mir den Rest Deutschlands anschau, hat seine Sparsamkeit viel Elend angerichtet.«

»Irgendeiner musste mal diesen Teufelskreis durchbrechen«, meinte Andrew. »Auf jede Krise der letzten dreißig Jahre folgte eine Schuldenaufnahme, und das auf den Markt geworfene Geld hat dann die nächste Krise verursacht.«

Ben seufzte. Die letzten Jahre waren für die deutsche Gesellschaft hart gewesen, aber er war sich nicht sicher, wie viel Schuld daran die Regierung trug. »Hütter konnte nach Einsetzen der Inflation nicht noch mehr Geld in die Wirtschaft pumpen.« Der Kanzler hatte es mit einer behutsamen Förderung bestimmter Wirtschaftszweige statt mit der großen Gießkanne versucht. Doch die Hoffnung, einzelne Leuchtturmprojekte würden die totreglementierte Wirtschaft zum Investieren anregen, hatten sich nicht erfüllt. Mit riesigen Ambitionen gestartet, endeten die vergangenen Monate von Hütters Kanzlerschaft im Katzenjammer explodierender Arbeitslosenzahlen. Die Chancen auf eine Wiederwahl standen gleich null, und so hatte seine Partei den Kanzler dazu

gedrängt, den Platz zu räumen, um den Weg für einen Neuanfang freizumachen.

»Ich bin jedenfalls froh, wenn Hütter weg ist«, erklärte Emma mit einer Kälte in der Stimme, die Ben von ihr nicht gewohnt war.

Andrew lachte. »Sagst ausgerechnet du, wo du in Deutschland sowieso nur zu den Kommunalwahlen gehen kannst.«

Das stimmte natürlich. Ben vergaß immer wieder, dass Emma Schweizerin war. Wie Andrew konnte sie bei der Bundestagswahl nur zuschauen. »Jedenfalls sollte es nicht in unserem Interesse sein, wenn die Opposition den Wahlkampf gewinnt.«

Andrew nickte zögernd. »Ja, in die Nanotechnik würde deutlich weniger Geld gesteckt.«

»Weniger Geld?« Emma runzelte die Stirn. »Wenn es nach den Grünen geht, würden sie unserem Institut sofort den Stecker ziehen. Sie hassen Nanotechnik.«

Ben hob beschwichtigend die Hände. »So einfach geht das nicht. Es gibt Verträge, an die sich auch eine neugewählte Bundesregierung halten muss.«

»Ja, zumindest einige Jahre werden wir noch weiterfinanziert«, sagte Andrew. »Aber wenn die mit ihrem Moratorium durchkommen, machen wir hier nur noch Risikostudien.«

»Ich würde es ihnen durchaus zutrauen, den Laden dichtzumachen, uns auf andere Institute zu verteilen und

einfach die Konventionalstrafe zu zahlen. Sie haben für morgen wieder zu Demonstrationen aufgerufen.« Emma verdrehte die Augen. »In Bonn auf dem Münsterplatz findet eine große Kundgebung statt, und vor den Toren des Forschungszentrums auch.«

Andrew zog die Stirn in Falten. »Schon wieder? Vielleicht wäre es besser, morgen früher zur Arbeit zu fahren.«

Ben hatte bereits in den Nachrichten von den Demos gehört. »Da sind sicher auch wieder welche von den NoNanos.«

»Ich habe im Internet gelesen, dass sie versucht haben, Leute in das Forschungszentrum zu schmuggeln, um den Test zu sabotieren«, sagte Andrew. »Einen haben sie geschnappt, der versucht hat, sich in der Kantine als Koch zu bewerben.«

»Meint ihr, sie wären imstande, eine Bombe in das Forschungszentrum zu schmuggeln?« Emma blickte Ben nachdenklich an. »Ich wollte eigentlich Elena morgen zur Einweihung mitbringen.«

Ben winkte ab. »Keine Sorge. Die Sicherheitsvorkehrungen sind derart hoch, dass die Spinner keine Chance haben.«

»Bist du sicher?«, fragte Emma.

Ben nickte. »Du musst dir keine Sorgen machen. Bring deine Tochter ruhig mit.«

»Morgen ist ein historischer Tag in der Geschichte der Menschheit«, pflichtete Andrew ihm bei. »Auch wenn Elena erst fünf Jahre alt ist, so kann sie später immer sagen, dass sie dabei gewesen ist.«

»Na schön«, seufzte Emma. »Ich würde sie auch ungern morgen in die Kita geben, wenn die Aktivisten dort vor der Haustür demonstrieren.«

»Wie läuft es eigentlich mit deinen Nanoben?«, fragte Andrew die Kollegin.

Emma schaute ein wenig betrübt drein. »Sehr schleppend. Wir haben einige neue Untersuchungen mit einem Röntgenspektrometer gemacht, aber die Ergebnisse waren nicht eindeutig.«

Bens Kollegin beschäftigte sich mit Nanoben, die gemeinhin als die kleinsten Mikroorganismen der Welt betrachtet wurden. Mit nur wenigen Dutzend Nanometern Durchmesser waren diese erst Ende der Neunzigerjahre entdeckten Strukturen eigentlich zu klein, um als Lebewesen zu gelten. Nach wie vor stritten sich die Wissenschaftler, ob es sich wirklich um Mikroorganismen handelte.

»Wisst ihr denn jetzt, ob sich die Dinger tatsächlich fortpflanzen können?«, fragte Andrew.

Emma hob fast entschuldigend die Arme. »Wir haben noch keine Messergebnisse, die das einwandfrei bestätigen, aber ich gehe fest davon aus, dass sie sich vermehren, wenn wir die richtige Umgebung für sie schaffen. Mit der neuen Ausrüstung sollten wir diese Frage ein für alle Mal klären können.«

Andrew kicherte. »Schielt da etwa jemand auf den Nobelpreis?«

Emma schüttelte den Kopf. »Es ist mir egal, ob ich berühmt werde, Geld oder Preise einsammele. Ich will nur wissen, was